

Konglomerats lokaler und internationaler staatlicher und nichtstaatlicher Akteure, welche die öffentlichen Güter auf dem Territorium kollabierender Staaten bereitstellen. Wer diese Akteure sind, wie und ob sie sich koordinieren und wie sie jenseits des Gesellschaftsvertrags die Motivation und die Ressourcen für eine solche Aufgabe aufbringen, bleibt leider weitgehend ungeklärt.

Zweifellos gelingt dem Sammelband ein Problemaufriss zur Frage, was unter fragiler Staatlichkeit oder Staatszerfall zu verstehen ist. Es werden interessante Überlegungen präsentiert, welche Denk- und Handlungsansätze in einer Welt nach dem Leviathan angebracht sein könnten. Die konkreten Antworten bleiben aber weitgehend aus. Dies ist aus dem Entstehungszusammenhang des Sammelbands als Ergebnis der Auftaktkonferenz für einen Sonderforschungsbereich durchaus nachvollziehbar. Die Forschungsergebnisse, die im Rahmen des Projekts veröffentlicht werden, können daher mit Spannung erwartet werden. **Eilert Stamm**

Gerald Raunig/Ulf Wuggenig (Hg.): Kritik der Kreativität. Wien: republicart 6. Verlag Turia + Kant 2007.

„... so wäre es möglich, dass sich im Verfahren einer Kritik der Kreativität ein bestimmtes Vermögen der Kreativität aktualisiert, das in einer unaufhebbaren Differenz zu dem steht, was als ‚Gegenstand‘ der Kreativität jemals in den Blick kommen kann – und jeder Gegenstand mit dem Namen ‚Kreativität‘ wäre immer schon *immanenter Effekt* einer bestimmten kreativen Tätigkeit.“ (Stefan Nowotny, S. 16; Herv. i.O.)

Kreativitäten, Prekaritäten, Flexibilitäten und Subjektivitäten im Postfordismus: Der sechste Band des *transform*-Projekts des Europäischen Instituts für progressive Kulturpolitik in Wien (www.eipcp.net) widmet sich gegenwärtigen Kunst-, Kultur- und Kapitalismus(trans-)formationen. Internationale AutorInnen diskutieren Potenziale und Grenzen künstlerischer und gesellschaftlicher Kritik entlang des Kreativitätsdiskurses. Diesen hegemonialen Diskurs problematisieren die AutorInnen mittels der Verortungsfrage *Welche Stellung haben KünstlerInnen, Kultur- und WissensproduzentInnen im Postfordismus?* und der Zielfrage *Wohin führt der kognitive Kapitalismus in der Wissensgesellschaft?*

Die Herausgeber Gerald Raunig und Ulf Wuggenig formulieren eingangs einen spezifischen Kritikbegriff. Einem Verständnis von Kritik als Negation oder schlichtem (Ver-)Urteilen stellen sie die „verkörperte Kritik“ als „Unterscheidungsvermögen“ gegenüber. Was unter dieser Kritikform zu verstehen ist, bleibt allerdings unklar. Eine Fußnote verweist diesbezüglich auf die eipcp-Homepage, dort erfährt man jedoch nur, dass es den Herausgebern um eine kritische Perspektive auf gängige Taktiken der Institutionen- und Künstlerkritik geht. In der Einleitung des Buches wird das „Objekt der spezifischen Kritik“ genauer definiert: Es geht um Kreativität „als zentrale postfordistische Subjektivierungsweise“. Die LeserInnen erwarten jedoch keine kritische Theorie der Kreativität. Vielmehr entwickeln PhilosophInnen, KünstlerInnen, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen, KunsttheoretikerInnen und ÖkonomInnen kritische Positionen bezüglich des Hypes um Kreativität. Seit die Wirtschafts- und Arbeitswelt den Künstler als Prototyp innovativen und kreativen Handelns entdeckt hat, ist die Zuschreibung von Kreativität nicht mehr als Auszeichnung, sondern als ein für alle Arbeits- und Gestaltungsprozesse geltendes Merkmal zu verstehen. Kreativ ist, was oder wer fern jeder standardisierten Abwicklung als innovativ gilt und neue Produkte, Arbeitsabläufe und Lösungen anbietet. Der immaterielle Charakter kreativer Arbeit und die damit verbundenen Produktionsbedingungen kognitiver oder mentaler Leistungen sind – im Gegensatz zur industriellen Fertigung – variabel, flexibel und schwer zu verorten. Ihr ökonomischer Wert muss immer wieder neu verhandelt werden. Das bedeutet für das kreative Feld und seine AkteurInnen ein Leben im permanenten Zustand der Prekarität. Die AutorInnen argumentieren gegen

diese Vereinnahmung des Künstlers als wirtschaftlich verwertbares Subjekt und die Ausbeutung seiner prekären Situation. Sie untersuchen dabei sowohl die Arbeitsbedingungen der Kreativbranche als auch die Möglichkeiten gesellschaftlicher Kritik seitens der Kunst- und Kulturschaffenden.

Der Sammelband ist in fünf Themenkomplexe gegliedert: Theorien der Kreativität, Industrien der Kreativität, Prekarisierung, Künstlerkritik sowie Kunst und Innovation. Die AutorInnen Angela McRobbie, Yann Moulier Boutang, Paolo Virno, Marion von Osten u.v.a. zeichnen historische Entwicklungen kreativer und kultureller Ökonomien etwa in Großbritannien und Österreich nach, analysieren die Logik innovativen Handelns und untersuchen die Etablierung der Künstlerfigur als Management tauglicher Ideenschöpfer sowie die Entstehung der Kreativität als arbeits- und lebensweltlicher Modus in der Wissensgesellschaft.

Der Auftaktufsatz von Stefan Nowotny beginnt aus philosophischer Perspektive mit den Grenzen und Möglichkeiten einer als Kritik und Kritikfähigkeit verstandene Kreativität. In Anlehnung an Kants Vernunftkritik besitzt – wie auch das Eingangszitat verdeutlicht – die Kritik an der Kreativität selbst Merkmale einer kreativen Handlung. Nowotny diskutiert das schwierige Unterfangen, Kritik an Verhältnissen zu üben, die sich durch ambivalente Positionen und schwer zu analysierende Kontexte auszeichnen. Er geht davon aus, dass das Bezugssystem für (kreative) Kritik keine wie auch immer geartete institutionelle Ordnung sein kann, wenn Ausbeuter und Ausgebeuteter im kognitiven Kapitalismus dieselbe Person sind. Die KünstlerInnen und WissensarbeiterInnen verstricken sich durch ihre praktische Tätigkeit in einen Kontext, den sie gleichzeitig zu kritisieren versuchen. Oft sind sie in befristeten und unterbezahlten Projekten beschäftigt und unterstützen damit den Prekarisierungstrend, den sie im Kunst- und Kulturfeld problematisieren. Nowotny schlägt angesichts dieser schwierigen Situation vor, die Idee der Andersartigkeit und der künstlerischen Autonomie zu Gunsten einer Selbstveränderung aufzugeben. Die Entstehung neuer, mannigfaltiger Existenzformen sei der einzig gangbare Weg des Widerstandes gegen verordnete Kreativität. Er nennt diese Selbstkritik *Kreativität*, die der von Ulrich Bröckling vorgeschlagenen Widerstandsstrategie des „anders anders sein“ zu entsprechen scheint. Die AutorInnen fordern ihre LeserInnen in diesem Sinne dazu auf, sich selbstreflexiv zu verhalten, um gegebenenfalls die eigene Betroffenheit kreativ umzudeuten. Nimmt man die Verflochtenheit der KreativarbeiterInnen in die Verhältnisse ernst, so führt dies jedoch schnell zu einer selbstverordneten Tyrannei der Reflexivität, sowohl in Bezug auf die gesellschaftlichen Verhältnisse als auch auf die KritikerInnen selbst.

Auf der Suche nach Positionen, von denen aus widerständiges Handeln möglich ist, sind alle Aufsätze lesenswert. Mit unterschiedlichen Argumenten suchen die AutorInnen Antworten auf dieselben Fragen: Wo befinden sich die Subjekte in den subjektivierten Verstrickungen und Verheißungen eines mehrzüngigen (Neo-)Liberalismus? Sind die widerständigen (KünstlerInnen-)Praktiken der 1960er und 1970er Jahre längst von der Mystifizierung der Künstlerfigur als Innovationsgenerator vereinnahmt und in der Wissensgesellschaft zu Kapital geworden? Welche Machtpotenziale können WissensarbeiterInnen noch aktivieren, um kritische Positionen zu entwerfen und als politische Subjekte nicht nur die „verkörperte Erfahrung der neuen Anordnungen der Ausbeutung in postfordistischen Gesellschaften“ (Tsianos/Papadopoulos) widerzuspiegeln, sondern auch als handelnde Individuen wahrgenommen zu werden? Der Zustand der Prekarität ist dabei Dreh- und Angelpunkt. Er kennzeichnet nicht nur die Arbeitsverhältnisse, sondern auch das Leben, die Lebenszeit insgesamt. Die Suche nach alternativen Formen (lebens-)künstlerischen Schaffens ist somit auch eine Suche nach Wegen aus der Tyrannei der Prekarität.

Die These, dass Wissen- und Kunstschaffende Teil des gegenwärtigen Prekarisierungsprozesses sind, findet sich in dem schon über den Band hinaus bekannten Aufsatz von Isabell Lorey wieder. Sie problematisiert darin die Bewegungen von KulturproduzentenInnen zwischen Selbst-Prekarisierung, Selbst-Ausbeutung und Selbst-Disziplinierung auf

dem Weg zur vermeintlichen Selbst-Verwirklichung. Lorey entzaubert die freien und autonomen Subjekte als Produkte biopolitischer Gouvernamentalität. Die Illusion der Selbstbestimmung sei ihrer Meinung nach in zynischer Weise mit dem Individualismus endgültig begraben worden.

Marion von Osten interveniert in den Kreativitätsdiskurs aus künstlerischer Perspektive und bestreitet die Existenz von Kreativitätsindustrien. Ihre Kritik versteht sie sowohl als Teil des Kreativitätsdiskurses als auch als dessen Antwort. Indem sie ein spezifisch postfordistisches Arbeitssubjekt ablehnt, sollen „Widerstandsfiguren“ jenseits der „Regierbarkeit souveräner Subjekte“ (Isabell Lorey) entdeckt werden. Von Osten vertritt die These, dass die ganze Aufregung um Kreativitätsindustrien den Diskurs unnötig aufbauscht und verweist auf ihre Forschungen, bei denen sie weder eine „Ökonomisierung“ der künstlerisch-kulturellen Praxen, noch eine industrieförmige Warenproduktion beobachtet habe. Die Tatsache, dass KulturproduzentInnen als FreiberuflerInnen einen individuellen Lebensstil propagieren, indem sie ein „vorstrukturiertes Leben“ im „permanenten Beschäftigungsverhältnis“ ablehnen und sich für ein prekäres Lebensmodell entscheiden, geriet im Rahmen des Selbst-Prekarisierungsdiskurses als selbstverursachte Prekarisierung in die Kritik. Demgegenüber versteht von Osten die AgentInnen immaterieller Arbeit nicht als FunktionärInnen „einer Form neuer Industrie“, sondern als Teil einer „kulturellen Nischenökonomie“. Die differenten und durchaus gegensätzlichen Vorstellungen, Haltungen und Handlungen dieser AkteurInnen fielen nicht einfach dem ökonomischen Kalkül politisch gewünschter Kreativindustrien anheim. Durch die Entfaltung mannigfaltiger Existenzformen gelingt von Osten zufolge vielmehr die Flucht aus dem vereinnahmenden Diskurs. Genau darin würde das Widerstandspotenzial bestehen.

Als hätten alle AutorInnen des Bandes die Schrift „Der neue Geist des Kapitalismus“ von Boltanski und Chiapello zur Pflichtlektüre erhoben, zieht sich die Kritik an der „Künstler- und Sozialkritik“ wie ein roter Faden durch die Kapitel. Der neue Geist des Kapitalismus zeichnet sich – anders als bei Weber – nicht durch eine protestantische Ethik, sondern durch die künstlerische Ethik von Autonomie, Freiheit und Kreativität aus. Das, was die Künstlerkritik bezüglich der rigiden fordistischen Arbeitsbedingungen problematisiert, u.a. die geringen Möglichkeiten individueller Entfaltung aufgrund normierter Arbeits- und Lebensmodelle, sei heute in der „Allseits-bereit-Losung“ der *creative class* längst im Mainstream angelangt. Zurecht sollten deshalb die Vorstellungen von Künstlerautonomie und Künstlerkritik bezüglich ihrer Wirkungen befragt werden. Steht die Künstlerkritik der Sozialkritik – d. h. der solidarischen und auf Gleichheit gerichteten Kritik der ArbeiterInnen und Gewerkschaften – diametral gegenüber? Yann Moulier Boutang diskutiert im vierten Teil zum Thema „Künstlerkritik“ mit Boltanski und Chiapello die systematische Gegenüberstellung von Künstler- und Sozialkritik und ihre Funktion im „Netzwerkkapitalismus“. Die Diskutanten kommen zu dem Schluss, dass weder die eine noch die andere Kritikform ein Garant sei, um wirkungsvoll in die neuen Formen der Entfremdung im Kapitalismus zu intervenieren.

Als zweiter Bezugspunkt des Buches dient den AutorInnen Horkheimers und Adornos Kritik an der Kulturindustrie. Gerald Raunig analysiert, wie aus dem „Schimpfwort“ *Kulturindustrie* die heutigen pluralen *Kreativindustrien* zum Heilsversprechen avancieren konnten. Im Gegensatz zu Adorno/Horkheimer spricht Raunig bezüglich dieser Scheinindustrien von „Nicht- oder Pseudo-Institutionen“. Im kulturellen Sektor seien zeitlich befristete Projektarbeiten nicht mehr mit Hilfe einer rigiden Institutionenordnung erfassbar, sondern in ihnen realisiere sich der seit Adorno/Horkheimer als Autonomieverlust des Subjekts beklagte Zustand „auf perverse Weise“. Die in Freiheit und Unabhängigkeit lebenden und sich selbstregierenden Kreativen sind somit oft Unterworfenen der Flexibilitätsnorm. Hierin knüpft Raunig an Lorey an und schließt mit der Feststellung, dass sich hinter dem „kulturellen Massenbetrug“ vielmehr ein „massenhafter Selbstbetrug“ der so genannten *freien* Künstler und Kulturschaffenden verbirgt.

Der Bezug auf die kritische Theorie der 1960er und 70er Jahre findet sich in vielen Aufsätzen wieder. Der Eindruck der Einseitigkeit wird jedoch durch die breite Palette der

Argumentationsformen vermieden. Neben dem bereits erwähnten Interview mit Boltanski/Chiapello wird der Gesprächsfaden über den neuen Geist des Kapitalismus in einem E-Mail-Interview von Peter Scheffele mit dem französischen Sozialwissenschaftler Pierre-Michel Menger zu sozialen Ungleichheiten in der Kulturindustrie weiter gesponnen. Maurizio Lazzarato nimmt beide Gesprächsstränge in seinem Aufsatz „Die Missgeschicke der ‚Künstlerkritik‘ und der kulturellen Beschäftigung“ auf und argumentiert gegen seine VorrednerInnen. Seiner Ansicht nach geht Künstlerkritik sehr wohl Synergien mit Sozialkritik ein. Die Normalisierung der Arbeitsverhältnisse im Kultursektor müsse scheitern und die Flexibilitäten und Prekaritäten seien keineswegs extraordinär. Da es dem Band bisweilen an Widerrede mangelt, ist Lazzaratos Beitrag an dieser Stelle besonders belebend.

Trotz des gleichgerichteten Tenors sind die unterschiedlichen Aufsätze lesenswert, gerade weil TheoretikerInnen aus dem Kreativbereich die eigenen diffusen Arbeits- und Lebensbedingungen reflektieren und deren wirtschaftliche Relevanz kritisieren, ohne ihnen selbst entkommen zu können. Je deutlicher diese Widersprüche in den einzelnen Artikeln ans Licht gebracht werden, desto ernüchternder ist beim Lesen die Einsicht, dass der Band die erhofften Widerstandspotenziale nicht zu finden vermag. Den AutorInnen gelingt es jedoch, klare Unklarheiten zu verbreiten, Verwirrung im postfordistischen Treiben zu stiften und Denkstoff zu fabrizieren. Auch der eingangs erhobene Anspruch, eine „verkörperte Kritik“ zu formulieren, gewinnt an Kontur, wenn es darum geht, „Furcht erregende politische Akteure“ (Tsianos/Papadopoulos) zu finden, die dem despotischen Kreativitätsregime die Stirn bieten. Hierzu bedarf es jedoch keiner Subjektivitäten, sondern ernstzunehmender politischer Subjekte. Das kosmopolitische Netzwerk des europäischen Instituts für progressive Kulturpolitik mit seinem multilingualen Webjournal *Transversal* (<http://transversal.eipcp.net>) ist trotz aller oder gerade wegen der theoretischen und argumentativen Schwierigkeiten bei der Formulierung einer Kritik am Kreativitätsdiskurs ein wichtiger Schritt in die widerständige Richtung. **Julia Gabler**

Christian Waldhoff: Staat und Zwang. Der Staat als Rechtsdurchsetzungsinstanz. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh 2008.

Christian Waldhoff, Inhaber eines Lehrstuhles für Öffentliches Recht an der Universität Bonn und Direktor des dortigen Kirchenrechtlichen Instituts, macht gleich zu Beginn seines hier anzuzeigenden Buches eine zentrale Einsicht explizit: „Wert und Funktion von Rechtsordnungen bilden sich am Grad ihrer Durchsetzung ab“ (S. 13). Recht, so legt das Hauptkapitel I („Recht – Staat – Zwang“) seiner Untersuchung anschaulich dar, ist mehr als eine abstrakte Sollensordnung: Seinem Steuerungsauftrag gemäß ist es auf Durchsetzung, also Beeinflussung des *tatsächlichen* Geschehens in der Gesellschaft, angelegt. Rechtsdurchsetzung ist der Anschluss von Rechtsentscheidungen an die realen Verhältnisse. Wert und Bedeutung einer Rechtsordnung bestimmen sich auch und gerade nach dem Grad ihrer Umsetzung.

Natürlich ist die Rechtsordnung eines demokratischen Staates stets auf eine breite Grundakzeptanz in der Bevölkerung angewiesen, die durch zwangsweise Rechtsverwirklichung nicht auf Dauer ersetzt werden kann. Recht funktioniert *auch* deswegen, weil es Streitigkeiten ohne Ausübung physischer Gewalt entscheidbar macht und so den innergesellschaftlichen Frieden sichert. Im Bedarfsfall sollten aber auch andere Mittel zur Verfügung stehen: „Um Macht und Gewalt zu domestizieren, muss sich das Recht der Drohung mit Macht, Gewalt und Zwang bedienen“ (S. 17). Die Vermittlungsleistung zwischen Sollen und Sein zum Zweck der Durchsetzung von Recht und von rechtlichen Entscheidungen läuft über einen Kanon unterschiedlicher Zwangsinstrumentarien, so Vollstreckung und Sanktion. Waldhoff zufolge ist die instrumentell gesicherte Möglichkeit,